

Wie weiter nach Feyerabend?

1. Die Thesen von Kuhn, vor allem aber von Feyerabend sind nicht nur eine Herausforderung für die Wissenschaftstheorie, sondern eine Kritik an der (abendländischen) Wissenschaft überhaupt. In der gebotenen Kürze kann hier nur zu einigen Aspekten Stellung bezogen werden.

2. Die post-popperianische Wissenschaftstheorie hat uns vor allem über zweierlei aufgeklärt: (a) In der Physik geht es keineswegs so rational zu, wie man bisher immer geglaubt hat (Kuhn). Der Unterschied zwischen Natur- und Sozialwissenschaften ist kleiner als früher angenommen.

(b) In den Wissenschaften geht es keineswegs so rational zu, wie man bisher geglaubt hat (Feyerabend). Der Unterschied zwischen Wissenschaft und Nicht-Wissenschaft ist kleiner als früher angenommen.

„Wissenschaft“ ist eine Familie, die zu einer Großfamilie namens „Wissen“ gehört (in Anlehnung an Wittgenstein). Innerhalb dieser Großfamilie gibt es Verwandtschaften, Abstammungsbeziehungen und Feindschaften. Typologisch lassen sich verschiedene Wissensformen unterscheiden (vgl. Aristoteles NE VI, Max Scheler). Eine Konsequenz dieser Sichtweise ist, dass es keine eindeutigen Abgrenzungskriterien gibt zwischen dem wissenschaftlichen Wissen einerseits und der Metaphysik, dem Alltagsverstand und normativem Wissen andererseits.

3. *Pluralismus* ist nicht nur inner-wissenschaftlich (konkurrierende Forschungsprogramme bei Lakatos), sondern sogar darüber hinaus (Feyerabend) von Vorteil. Konkurrenz belebt das Geschäft! In diesem Sinne sind die Wissenschaften zu demokratisieren.

4. Allerdings sollte man drei Einschränkungen machen:

(a) Die verschiedenen Aussagetypen und Wissensquellen lassen hierarchisieren (Y. Elkana): Empirisch-wissenschaftliche Daten zählen beispielsweise mehr als mystische Erfahrungen. Daraus ergibt übrigens, dass man den wissenschaftstheoretischen Holismus nur in gemäßigter Form vertreten kann. Das hat auch der späte Quine akzeptiert (vgl. G. Keil, Quine zur Einführung, Hamburg 2002, S. 49, 68f.). Zudem bin ich der Auffassung, dass sich analytische und synthetische Sätze sehr wohl unterscheiden lassen.

(b) Nicht jedes beliebige Denkprodukt steht mit Einsteins Relativitätstheorie auf einer Ebene. So übertreibt Feyerabend (vor allem aber Kurt Hübner, „Kritik der wissenschaftlichen Vernunft“, München 1978), wenn er mythische und naturwissenschaftliche Kosmologien für gleichberechtigt hält. Es gibt m.E. verschiedene Möglichkeiten, zu Gunsten letzterer zu argumentieren, durch empirische Beobachtung (die keineswegs nur paradigmengabhängig erfolgt), durch interne und externe theoretische Kritik sowie durch Plausibilitätsargumente (d.h. auch durch den *common sense*). Ich plädiere also für einen *kontrollierten oder „gebremsten“ Pluralismus*.

(c) Die Forderung nach einem gebremsten Pluralismus muss selbst *nicht-pluralistisch begründet* werden. Auf einer fundamentalen Ebene bleibt der Monismus richtig. Wer andere Meinungen in einem Gespräch hören möchte, muss die Meinung vertreten, dass man nicht der Meinung sein darf, dass Gespräche überflüssig oder sogar schädlich sind. Toleranz ist ein Prinzip zweiter, nicht erster Ordnung.

5. Für einen fruchtbaren Pluralismus benötigt man den Vergleich unterschiedlicher Forschungsprogramme – und dieser ist auch möglich. „Paradigmen“ sind nicht total „inkommensurabel“, „Traditionen“ nicht völlig gegeneinander abgeschlossen. (Das sagt auch der späte Feyerabend, vgl. „Zeit-Verschwendung“, Frankfurt/M. 1995, S. 205f.) Sicherlich lässt sich einiges nicht adäquat übersetzen, aber immerhin bemerkt man die Probleme, kann sie benennen und das Nicht-Übersetzbare auf andere Weise formulieren (etwa durch ausführliche Umschreibungen). Gegenseitiges Verstehen ist ein *fortlaufender Prozess der Horizontverschmelzung* (Gadamer).

6. Wenn keine totale Inkommensurabilität gegeben ist, stellt sich wieder die Frage, ob es nicht doch einen übergreifenden *wissenschaftlichen Fortschritt* gibt. Der spätere Popper hat versucht, ein Konzept von „Wahrheitsnähe“ zu entwickeln: Die Wissenschaft kommt der Wahrheit immer näher. Dagegen stellt sich die Sache aus Sicht Kuhns so dar:

- Innerhalb der normalen Wissenschaft gibt es ohne Zweifel Fortschritte.
- Über die Paradigmen hinweg gibt es Fortschritte an Genauigkeit, Abgrenzung des Gegenstandsbereichs, Anzahl der gelösten Probleme, Einfachheit des Theorieaufbaus u.a. (vgl. sein Postskript zur „Struktur wissenschaftlicher Revolutionen“, Frankfurt/M. 1976, S. 217f.).
- Kuhn bestreitet (mit Quine), dass man von einer Annäherung an die Wahrheit sprechen könne. Diese könnte man nur von einem externen Standpunkt, gleichsam mit dem Auge Gottes, feststellen, was nicht möglich ist.

Darüber hinaus kann man (mit den Pragmatisten) feststellen, dass es aus instrumentalistischer Sicht sicherlich einen Fortschritt gegeben hat. Das belegen die technischen Errungenschaften der Gegenwart, die ohne Wissenschaft nicht möglich wären. (Das wird mir bei jedem Zahnarzt-Besuch wieder bewusst.) Allerdings könnten die negativen Folgen des wissenschaftlichen Fortschritts irgendwann überwiegen.

Meine vorläufige Schlussfolgerung ist, dass es nicht den einen allgemeinen Fortschritt der Wissenschaft gibt (oder gar einen Fortschritt „von der Amöbe bis Einstein“, wie der späte Popper gern formulierte). Bestenfalls kann man von Fortschritten (im Plural) in einigen Dimensionen im Hinblick auf bestimmte Maßstäbe sprechen. Dass in der Philosophie nicht einfach Habermas „besser“ ist als Kant und dieser „besser“ als Aristoteles, sollte jeder Studierende im zweiten Semester begriffen haben. Die Situation in den empirischen Wissenschaften unterscheidet sich davon nicht grundlegend. Es steht m.E. beispielsweise keineswegs a priori fest, dass neuere geschichtswissenschaftliche Werke insgesamt „besser“ sind als ältere; so kann die Erschließung immer neuer Quellen auch dazu führen, dass man den Wald vor lauter Bäumen nicht mehr sieht.

Schließlich darf man aber nicht vergessen, dass Fortschritt ein normativer Begriff ist. Selbst wenn es bisher nicht den geringsten Fortschritt in den Wissenschaften gegeben hätte, wäre es dennoch berechtigt, einen solchen zu fordern.

7. Hinsichtlich des Verhältnisses von Wissenschaft und *Wahrheit* sollte man verschiedene Aspekte unterscheiden:

- (a) der Status von Theorien, Forschungsprogrammen usw.: Im eigentlichen Sinne können diese niemals wahr sein, sondern bestenfalls „fruchtbarer“ als andere, nicht so „degenerierend“ wie andere usw.
- (b) die Wahrheit einzelner empirisch-wissenschaftlicher Aussagen: Ihrer können wir uns, wie Popper zu Recht in der „Logik der Forschung“ festgestellt hat, nie sicher sein. Neben den Aussagen, die als widerlegt gelten (wenn dies auch, wie Feyerabend festhält, kein endgültiges Urteil sein kann), gibt es bloß Aussagen, die besser bewährt (oder besser begründet) sind als andere. Alle empirischen Aussagen, die wir heute als gültig ansehen, könnten sich irgendwann als falsch erweisen (*Fallibilismus*).
- (c) Wahrheit als regulative Idee: Der spätere Popper hat Wahrheit als regulative Idee der Wissenschaften rehabilitiert (vgl. sein Konzept der Wahrheitsnähe). In diesem Sinne kann Wahrheit auch als normatives Prinzip verstanden werden. Allerdings gibt es, wie Popper ebenfalls schon bemerkte, auch andere Werte, denen die Wissenschaften genügen sollten: Klarheit, Einfachheit, Relevanz usw.
- (d) Wahrheit als transzendentes Prinzip: Wahrheit ist aber nicht nur ein Prinzip, das wir nicht aufgeben sollten – wir können dies auch gar nicht. Denn Wahrheit ist eine meta-logische, unhintergehbare Voraussetzung wissenschaftlicher Tätigkeit überhaupt (so wie das Prinzip der Widerspruchsfreiheit, das Prinzip der identischen Bedeutungsverwendung u.a.). Beispielsweise kann die Aussage „Es gibt mindestens eine wahre Aussage“ nicht ohne performativen Widerspruch bestritten werden. Dieser transzendente Charakter der Wahrheit gilt nicht nur für die Wissenschaften. Sprachphilosophische Überlegungen zeigen, dass der Wahrheitsbezug des menschlichen Geistes in alle Sprachen eingebaut ist (Davidson); ohne Wahrheit wäre Verständigung unmöglich.